

HANSER



Leseprobe

Christian Enzensberger

Eins nach dem andern

Gedichte in Prosa Mit einer Nachbemerkung von Michael Krüger

ISBN: 978-3-446-23570-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23570-0>

sowie im Buchhandel.

Ich erzähle zuerst, wie es mit diesen Stücken anfang.

Zu einem gewissen Zeitpunkt war meine ausschließliche Tätigkeit die, daß ich tagelang am Fenster saß und zu diesem Fenster tagelang hinausschaute, und zwar deswegen, weil es mir so vorkam, als wären andere Tätigkeiten, als sitzen und hinausschauen, noch weniger lohnend als diese. Während dieser Tätigkeit befand sich, wegen der gegebenen Verhältnisse, vor dem Fenster, ebensoviele Tage lang, die von mir betrachtete Natur, sodaß ich mir schließlich sagte, wenn du schon dasitzt und schaust, am Fenster und zu ihm hinaus, warum schreibst du dann eigentlich kein Naturgedicht, Naturgedichte sind doch etwas Schönes und gehen nicht schwer, du mußt nur aufpassen, daß es nicht geht wie meistens, und es kommt zum Schluß in dem Gedicht keine einzige Tatsache vor. Ich folgte dann dieser Aufforderung und stellte in dem Gedicht einen Vergleich zwischen drei verschiedenen Pflanzen an, der sich an die Tatsachen hält.

Viele Augen hat die arme amorphe Kartoffel und aus allen keimt sie zugleich. Ringsum wachsen die Triebe aus ihr, aber es kennt keiner den andern. Gemeinsam und gegeneinander fressen sie die Kartoffel, bilden Wurzeln jeder für sich, und wachsen aus zu einem Büschel ästiger Stengel. An den Wurzeln bringen sie neue Kartoffeln hervor, die Tochter tuberkeln wie jedermann weiß, und so fort ohne Ende. Leicht fault die Kartoffel, leicht schrumpft die Kartoffel, wenig liebenswert ist die Kartoffel, eine versäumte Gelegenheit.

Dagegen die Bohne. Ordentlich ist die Bohne, unten und oben kennt sie, aus zwei dicken Blättern besteht sie, einer Niere gleicht sie, und sie schrumpft und sie fault nicht. Ein Auge, nicht viele, hat die Bohne, und dahinter, zwischen ihren dicken zwei Blättern, befindet sich wieder sie selbst. Dann wächst sie und windet sich, nach rechts wie jedermann weiß dreht sich die Bohne, und sowenig die Kartoffel sich windet, sowenig wächst die Bohne aus zu ästigen Stengeln. Vielmehr wächst sie einzeln hinauf und verzweigt sich nur selten und ungerne. Gern und häufig bringt die Bohne als Verzweigung nur ihre Blüten hervor, in Form von Bäumchen, von axillaren Trauben wie jedermann weiß. Aus diesen Bäumchen wachsen die neuen Bohnen, und so fort ohne Ende. Gut riecht die Bohne. In jeder Bohne befindet sich wieder sie selbst, sie kennt oben und unten.

Unverzweigt, augenlos und zum Erschrecken ist schließlich der Pilz, unerklärlich seine Entstehung. Eine lockere Ausbreitung von Fädchen, heißt es, lügt ihn heraus. Der Pilz schießt, der Pilz reift, der Pilz schüttelt seine Sporen von sich, die zu einem Schlauch austreiben, und zwar meterlang, zu der Hyphe wie jedermann weiß. Dann verzweigt sich die Hyphe, macht, heißt es, eine lockere Ausbreitung, schwillt, schießt, und so fort ohne Ende. Der Pilz wächst auf Tieren und Häusern, er wächst wo kein Platz ist, er wächst auf Kartoffeln und Bohnen.

Was alle drei angeht, so ist ein Gespött die Kartoffel, nährisch die Bohne und unselig der Pilz. Ihre Vermehrung erfolgt nacheinander lustlos, in freudiger Erregung und mit manischer ausschließlicher Besessenheit. Es sind giftig von der Bohne die Wurzel, alles vom Pilz, von der Kartoffel das Kraut wie jedermann weiß. Alle drei keimen, doch nur die Bohne kennt oben und unten.

Nachdem ich dieses Gedicht verfaßt hatte, war ich mit manchen Stellen des Gedichts unzufrieden, mit anderen weniger. Insbesondere mißfiel mir daran eine deutliche Blumigkeit des Ausdrucks, sowie der Satz »sie kennt oben und unten«. Sollte es etwa eine besondere Tugend sein, oben und unten zu kennen, oder gar eine ewigmenschliche Eigenschaft? Ich dachte dann, weder ist es eine Tugend noch gibt es ewigmenschliche Eigenschaften, und deswegen hat die Fähigkeit, daß sie oben und unten kennt, mit nichts und niemand außer der Bohne etwas zu tun, und mehr noch, es handelt sich dabei nicht einmal um eine Tatsache, weil die Bohne bekanntlich, kaum hört ihre Stange oben auf, sogleich durcheinanderkommt und sich in sich selbst verschlingt auf widerliche Weise.

Ich war davon zunächst bedrückt, aber dann dachte ich, warum soll ich davon bedrückt sein, es ist ja schließlich nicht meine Schuld, was kann denn ich dafür, gar nichts, und deswegen soll von jetzt ab die Bohne Bohne bleiben und die Natur Natur.

Ich entschloß mich, ein Gedicht über die Lautäußerungen des Haushuhns zu verfassen. Beim Huhn äußern sich nämlich innere Stimmungen mit großer Verlässlichkeit in den Lautäußerungen gock, gack und gook. Das Gedicht zeigt

das Huhn im Konflikt, der sich aber gegen Ende zu löst. Ich nannte das Huhn nicht Huhn, sondern Groß-H-Punkt, um anzudeuten, daß das Huhn vielleicht nicht als Einziges in derartige Konflikte kommt. Ich war mir jedoch darüber im Klaren, daß ich damit etwas Unbewiesenes unterstellte.

H. hat ständig zu tun. H. geht durch einen Zwischenraum. Hinter dem Zwischenraum erfaßt H's Auge ein Eßding, und zwar ein unbewegliches Eßding. H. muß picken und pickt einmal, worauf das Eßding in H's Schlund kommt und dann weggeht. Als Folge davon muß H. gock machen. H. nimmt ein größeres Bewegding wahr. Die größeren Bewegdinge teilen sich ein für H. in allgemeine Bodenbewegdinge, in andere H's, und in Gefahr- oder Flugdinge. Im Augenblick handelt es sich um ein länglich-aufrechtes allgemeines Bodenbewegding, von dem von Zeit zu Zeit Eßdinge abregnen. Da dies nicht der Fall ist, schenkt H. ihm keine Aufmerksamkeit. Aufzumerken ist für H. dagegen ständig auf Gefahr- oder Flugdinge. Als Folge ihres Auftretens muß H. gack machen. H. macht nun also nicht gack. Vielmehr erfaßt H's Auge ein weiteres Eßding, ein bewegliches diesmal. Es liegt aber unangenehm exponiert, ein Gefahr- oder Flugding käme jetzt recht ungelegen. H. verhofft, ein Bein angewinkelt, den Fuß herabhängend gefaltet. Trotzdem behält H., umsomehr als es sich bewegt, das Eßding im Auge. H. ist von ihm angezogen, und als Folge davon muß H. zu ihm hingehen. H. macht dabei vorbeireitend gock und dehnt den Laut. Der Grund für die Dehnung zu gook besteht darin, daß H. jetzt legebereit ist. H. geht auf das bewegliche Eßding zu. Nirgends ein Gefahr- oder Flugding, trotzdem muß H. fast gack machen. H.

pickt mehrmals rasch, das Eßding geht in H. hinein und verschwindet. H. macht gock und dehnt dabei abermals den Laut. H's Legebereitschaft hat zugenommen, ist aber noch nicht drängend. H. macht sich auf den Weg zum Dunkelding, das H's zunehmend legebereiter Stimmung jetzt am besten entspricht. Ein exponiertes Eßding erfaßt H's Auge auf diesem Weg nicht. H. ist darüber froh. Der Gacklaut hat nämlich die Eigenschaft, daß er sich nicht dehnen läßt. Wenn also H. als Folge von eventuell sich nähernden Flugdingen und anwachsender, nun schon fast drängender Legebereitschaft den Gacklaut mit einer Dehnung vereinbaren müßte, käme H. in eine unglückliche, unausdrückbare Lage. H. betritt das Dunkelding. H's Legebereitschaft füllt nun den größten Teil von H's Empfindungen drängend aus, sodaß sich H. nicht weiter um die Erfassung von Beweg- oder Eßdingen bemüht. H. muß scharren als Folge der Legebedrängung und scharrt. Dann muß H. legen und ist von dieser Empfindung ganz ausgefüllt. H. ist darüber froh.

Dieses Gedicht sagte mir anfangs mehr zu als das vorausgehende, es schien mir klarer ausgedrückt und verständlicher. Dann sah ich ein, daß es verunstaltet war durch seinen Versuch zur Einfühlung. Ich sagte mir, mit der Einfühlung ist es vorbei, sie ist erstens unappetitlich, und zweitens wie soll sie noch stattfinden auf der im entwickelten Kapitalismus erreichten Isolationstufe. Als schlimmstes Beispiel nannte ich die Zeile »H. ist darüber froh«. Ich kam zu der Überzeugung, daß alle Sätze dieser Form, also XY ist froh / nicht froh / froher als sonst / unfroh / halb froh / ziemlich, durchschnittlich froh oder froh wie nie, in einem ernsthaften Gedicht nicht mehr vorkommen dürften. Ich fragte mich, woher ich eigentlich so genau wissen wollte, was innerhalb eines Huhns vor sich geht, solange keine Lautäußerung von ihm vorliegt, und ob es nicht besser wäre, sich an Dinge zu halten, die man kennt.

Solche Dinge waren zahlreich, sehr zahlreich sogar, aber ich entschied mich dann für die Wäschemangel, denn mit der Wäschemangel hatte ich schon öfters sehr nah zu tun gehabt, und daher war ich zuversichtlich, ich würde mich darüber äußern können ohne Zweideutigkeit. Es war dann auch bei diesem Thema, daß mir der Titel einfiel, Eins nach dem andern.

Die Tücher sollen feucht sein aber nicht zu feucht, sonst müssen sie noch einmal durch. Die Tücher sollen feucht sein aber nicht zu wenig feucht, sonst müssen sie angefeuchtet werden und dann noch einmal durch. Jetzt heißt es aber glattstreichen, jetzt heißt es aber strammziehen, jetzt heißt es aber die Zipfel genau auf die Zipfel. Wer da hineingerät, wer da dazwischen kommt. Im Innern schwer vorzustellen, im Innern vielerlei grausige Vorgänge im Zusammenhang mit heiß feucht platt. Glatt ist besser für Tücher, rund ist besser für Finger. Das Hebewerk der Rückwärtsgang.

Am Äußern in der Zwischenzeit leider ein Kampf auf beiden Seiten. Auf der einen Seite Kampf gegen die herabsteigenden *leeren* Stellen auf der Mangel, auf der anderen Seite Kampf gegen die heraufsteigenden *vollen* Stellen auf der Mangel, Kampf der einen Seite gegen die andere, auf der zuviel *gefüllt* wird, Kampf der anderen Seite gegen die eine, auf der zuwenig *geleert* wird, Kampf beider Seiten gegen die Mangel, sie dreht sich und kostet.

Wenn es dann überlappt, wenn es schiebt würgt sich ineinanderquetscht, wenn es sich doppelt hineindreht. Wer will das noch einmal aufhalten, wer will das noch einmal rückgängig machen, wer behält da noch seinen klaren Kopf. Das kann keiner, das ist zuviel verlangt.

Ich dachte dann halt, erstens wieso ist das zuviel verlangt, und zweitens, verdient so etwas überhaupt noch die Bezeichnung Gedicht, sind das nicht nur schematische Äußerungen über triviale Gegenstände. Ich dachte dann, einerseits vielleicht, andererseits nein. Ich sagte mir, der Markt, so wie er hier losgegangen ist und sich beschleunigt hat und inzwischen wie etwas Verrücktgewordenes vor sich hinrast, hat alles Vorhandene auf eine Weise verändert, daß es triviale Gegenstände nicht mehr gibt, und hat aus der Person etwas gemacht, was etwas anderes als schematische Äußerungen nicht mehr hervorbringt. Dann dachte ich, schematische Äußerungen schön, aber wie denkst du dir dabei eigentlich dein Verhältnis zur Sprache. Über diese Frage verfaßte ich folgendes Gedicht.

Muß sprachlich abbilden muß sprachlich nachzeichnen
muß sprachlich umsetzen, muß in der Sprache selbst muß
aus der Sprache selbst muß von der Sprache her muß ge-
gen den Widerstand der Sprache, sonst bleibt das ohne
aufdeckende Kraft, sonst nähert sich das nicht der Wirk-
lichkeit.

Muß Sprachspiel muß Sprachzwang muß Sprachduktus
muß Sprachgeste muß Sprachinneres muß Sprachinner-
stes muß sprachliche Entsprechung muß sprachadäquat
muß kurzgesagt innersprachlich, sonst müssen wir das ab-
lehnen sonst müssen wir das wegschmeißen sonst können
wir nur sagen, *das* ist keine Kunst.

Ich dachte dann, vielleicht ist es wirklich keine, aber davon stirbt man nicht, andere Sachen sind auch keine, und wo steht denn geschrieben, daß alles, was man meint, immer gleich eine sein muß. Wenn ich beispielsweise meine Meinung sagen möchte über den Vergleich zwischen den Menschen und den Bienen, dann sehe ich nicht ein, warum das verboten sein soll mit Rücksicht auf eine und keine, sondern ich glaube ich sage das jetzt einfach, und wenn es eine ist gut, und wenn es keine ist auch.

Mit Mann und Frau verhält es sich ähnlich wie mit den Bienen und Blumen, aber dann auch wieder anders. Man kann vielleicht so sagen: während die Bienen stechen und Wachs ausschwitzen, während sie aus den Blumen Nektar saugen zu ihrer Ernährung, und summen, sticht der Mann bei Mann und Frau nur gewissermaßen und schwitzt nur gewissermaßen aus, er ernährt sich nicht aus dieser, saugt nur gelegentlich, und summt nicht. Andererseits stechen die Bienen wenn irgendwohin, so nicht in die Blumen und schwitzen auf ihnen auch nicht aus. Sie lassen sich lediglich auf die Blumen nieder und wetzen mit ihren Hinterbeinen den Blütenstaub der vorigen Blume an der Narbe ab. Da jedoch bei der Frau die Narbe nicht nach außen wächst, sondern nach innen, verwendet der Mann bei Mann und Frau zusätzlich eine Art Stachel. Anders als der Bienenstachel wird dieser Stachel aber nicht bei der ersten Benutzung mit ausgerissen, sondern haftet weiter am Mann. Der Blütenstaub ist hierbei flüssig. Er stammt auch nicht von der vorigen Frau, sondern wird vom Mann hervorgebracht oder wenn man so will, ausgeschwitzt. Schwieriger liegt der Fall bei den Windblütlern wie etwa der Haselnuß, weil die Haselnuß ihrerseits männliche und weibliche Blüten hat, und weil das männliche Haselnußwürstchen seinen Blütenstaub nicht an die Biene abgibt, sondern ihn rings umherstreut, so ähnlich wie die Fische. Ganz entsprechend

gibt auch die männliche Biene ihren wenn man so will Blütenstaub nicht an die Blume, sondern an die weibliche Biene ab. Diese wächst hiernach zu einem großen weißen Sack voller Eier aus, bis sie sich nicht mehr fortbewegen kann, von den anderen Bienen ernährt werden muß, und schließlich auch nicht mehr summt.